

Literatur des Auslandes.

N^o 98.

Berlin, Mittwoch den 15. August

1838.

Frankreich.

Der Kapellmeister Franz des Ersten.

Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, oder genauer um das Jahr 1470, hatte das kleine Dorf Landes in Saintonge eines Morgens einen ganz ungewöhnlich festlichen Anstrich. Die Bauern waren nicht an ihre gewohnten Arbeiten gegangen, sondern in den Wald gezogen, wo sie allerlei Laubwerk abschnitten, und die grünen Zweige, mit denen sie ihre Häuser verziert hatten, gaben der einzigen Straße des Dorfes ganz das Aussehen eines Laubganges. Die Außenseite der Kirche war mit einer alten Tapete ausgeschlagen, welche die Feuersbrunst und Einäscherung Troia's darstellte, und welche allem Anscheine nach nicht viel jünger war, als die Begebenheit, welche sie darstellte. Die jungen Mädchen des Dorfes, welche in ihren schönsten Kleidern prangten, waren von der Kirchthür an in zwei Reihen aufgestellt; eine jede derselben hielt einen Blumenstrauß in der Hand, und wenn damals in dem Dorfe ein Musenjünger gewesen wäre, so würde derselbe gewiß nicht ermangelt haben, zu bemerken, daß die frihen und anmuthigen Gestalten der jungen Mädchen wie Wairofen an einem wilden Rosenstrauche unter dem Laubwerke hervorguckten. Die angesehensten Bewohner des Dorfes standen, den Hut in der Hand haltend, neben dem Landvogte, der den letzten Theil einer wahrscheinlich sehr mühsam einstudirten Rede vor sich hin murmelte.

Seit zwei Stunden waren schon alle Vorbereitungen beendet, und Jeder stand auf dem Posten, den ihm der Ceremonienmeister des Dorfes angewiesen hatte; die lange unterdrückte Ungeduld theilte der Doppeltreihe der Dorfdirnen eine leise zitternde Bewegung mit, wie wenn der Hauch des Abendwindes die Zweige einer Pappel-Allee hin- und herwiegt, und selbst den älteren Dorfbewohnern war bereits aller Gesprächsstoff ausgegangen, als sich plötzlich in der Ferne eine Staubwolke erhob, welche sich dem Dorfe immer näher wälzte. Nun eilte auch eine Art Vorposten auf einem Ackergaule vorüber, um dem Pfarrer der Gemeinde das verabredete Zeichen zu geben. Sogleich ertönten die drei Glocken der Kirche, und das Abschießen eines alten Feuerrohrs erhöhte noch die Feierlichkeit des so sehnlich erwarteten Augenblicks. Jetzt traten auch aus der Staubwolke die Gestalten dreier Reiter hervor; der Eine war vollständig bewaffnet, nur daß seine Eisenhaube, die ihm wohl auf der Reise zu beschwerlich seyn mochte, an dem Sattelknopfe hing. Der Degengurt und die Sporen des Reiters deuteten den Rang an, den er in der Ritterschaft einnahm, und geübtere Kennerblicke, als die der guten Dorfbewohner, würden ihn nach seiner ganzen Ausrüstung augenblicklich als einen Hauptmann in der Reiterei Ludwig's XII. erkannt haben. Der zweite Reiter schien eine Art Knappe oder wenigstens ein Krieger von untergeordnetem Range zu seyn. Der Dritte war ein Edelknabe, dessen Haupt mit einer turbanähnlichen Kopfbedeckung umhüllt war; ein salziger Mantel entzog seine Körperumrisse allen neugierigen Blicken und ließ nur ein blaßes Antlitz sichtbar werden.

Als der Zug anhielt, sprang der Hauptmann mit größerer Leichtfüßigkeit vom Pferde, als man nach seinem bereits vorgeführten Alter hätte erwarten sollen. Der Kriegsmann in seinem Gefolge ließ sich mehr Zeit, als wenn er schon gewohnt gewesen wäre, seinem Herrn bei solchen Gelegenheiten keine Dienste zu leisten, und der Edelknabe blieb gar, allen Rittergejeßen zuwider, ruhig auf dem Pferde sitzen.

Der Vogt wunderte sich nicht wenig ob dieses Verstoßes gegen die hergebrachte Sitte; aber als er den Hauptmann sich mit einer bestimmenden Geberde zu seinem Begleiter wenden sah, so fing er an zu husten und dann seine Rede zur allgemeinen Zufriedenheit herzusagen. Zwei bis drei Sätze blieben ihm zwar gänzlich im Munde stecken, aber dies hatte wenig zu sagen, da der Hauptmann der Rede keine Aufmerksamkeit schenkte und die übrigen Zuhörer kein Wort davon verstanden. Hierauf wurde der alte Ritter in die Kirche geleitet, wo ihn der Pfarrer, dem Herkommen gemäß, mit dem Kreuz und dem Banner empfing und das Rauchfaß über ihm schwenkte. Als der Vogt vom Schlosse zurückgekehrt war, wohin er den Gutsheeren geleitet hatte, äußerte er gegen den Pfarrer, daß er den Hauptmann Claude

des Landes zwar für einen edlen und tapferen Ritter halte, daß er sich aber nicht genug über die Schweigsamkeit verwundern könne, mit der er des Pfarrers Predigt und seine Anrede angehört habe. „Gott verzeihe mir's“, setzte er hinzu, „man könnte fast unseren Schloßherrn für einen rohen Kriegsknecht halten, wie er doch auch unter diesen sein Leben zugebracht hat und noch einen derselben mit sich führt.“ Der Pfarrer erwiderte hierauf, aber ganz leise, daß die Frechheit des Edelknaben, der zu Pferde sitzen bleibe, während sein Herr abgestiegen sey, für ihn etwas weit Auffälligeres habe, und daß die weiten Falten seines Mantels Geheimnisse zu verhalten schienen, in die nur der Scharfblick der Kirche eindringen zu können hoffen dürfe. Die Dorfbewohner ermangelten natürlich nicht, zu diesen Reden bedächtig die Köpfe zu schütteln. Die Zungen der jungen Dirnen kamen jetzt ebenfalls in Bewegung, und wenn dieselben auch den jungen Edelknaben mit dem bleichen und leidenden Gesichte verschonten, so schleuderten sie dafür desto schärfere Pfeile des Spottes gegen die beiden Grauköpfe. Man kann sich leicht denken, daß im Dorfe noch lange von den Schloßbewohnern die Rede war, und daß dieselben zu nicht wenigen Vermuthungen und Deutungen Anlaß gaben; aber wenn diese auch ziemlich nahe am Ziele vorbeistreiften, so trafen sie doch nie ganz das Rechte. Die besten Aufschlüsse hätte ihnen freilich der Dorfbader Raimbaud erteilen können, den der Lehnsheer in sein Vertrauen zu ziehen genöthigt gewesen war und der eines Morgens mit einem neugeborenen Knablen, das er für seinen Neffen ausgab, in seiner Hütte erschien. Als man später noch erfuhr, daß der Edelknabe in derselben Nacht, in welcher der Bader Dunkel geworden war, das Zeitliche gejeget hatte, so konnte über die Thatfachen selbst kein Zweifel mehr obwalten, obgleich der Pfarrer, der dem Edelknaben die letzte Delung erteilt hatte, ein eben so unverbrüchliches Schweigen wie der Bader beobachtet hatte. Am vollständigst unterrichtet zu seyn, hätten die Neugierigen jetzt nur noch zu erfahren brauchen, daß der räthselhafte Mantel mit den weiten Falten die Schwester des Schloßherrn verhüllte, welche derselbe nach dieser abgelegenen Besingung geführt hatte, um ihre Schande den Augen der Welt zu entziehen. Dieselbe war von einem Höslinge verführt worden, und der Verführer hatte lieber von der Hand des Bruders sterben, als denselben durch die Heirath der Schwester versöhnen wollen.

Wir lassen dies indeß auf sich beruhen und wenden uns zu Raimbaud's Pflegejohne. Dieser wurde von dem Schloßherrn selbst über die Laufe gehalten und nahm bald ersichtlich an Größe und Liebeshwürdigkeit zu. Der alte Ritter wurde nicht müde, ihn zu bewandern und ihm zu liebkosen, und als derselbe keine Amme mehr brauchte, nahm er ihn zu sich ins Schloß. Seine Zärtlichkeit für das Kind ging endlich sogar so weit, daß er vor dem Ober-Gerichtsherrn dieser Gegend, dem sein Lehn untergeben war, die Erklärung abgab, er wolle den Knaben an Sohnes Statt annehmen und demselben gestatten, sich Jean Rousson zu nennen, bis er auf dem Wege der rechtlichen Erbfolge Lehnsheer von Landes geworden wäre.

Auf dem Schlosse wuchs nun der Knabe in der größten Einsamkeit auf und blieb sich durchaus selbst überlassen. Er hatte keinen anderen Umgang, als den mit seiner Milchschwester, einem so einfachen Wesen, wie es wohl die Bäuerinnen dieser Zeit alle seyn mochten. Zuweilen wurde ihm auch die Gesellschaft des Baders zu Theil, der ihm schreckliche Geschichten erzählte, ihm aber damit weit weniger Vergnügen bereitete, als mit den Tönen seiner Sackpfeife, denn Raimbaud vereinigte mit den Verrichtungen eines Baders auch die des Dorffiedlers. Oft brachte Jean ganze Tage bei diesem Instrumente zu und entlockte demselben unter Anleitung des Baders kreischende und übelklingende Töne; als aber der Hauptmann eines Tages Zeuge der Bemühungen seines Puthen gewesen war, untersagte er ihm ausdrücklich die Fortsetzung dieser Uebungen. Dies Verbot erweckte in dem jungen Künstler nun den Geist des Widerspruchs, und sein ganzes Sinnen und Trachten war jetzt auf die ihm so lieb gewordene Sackpfeife gerichtet. Sorgfältig prüfte er ihre Form und ihren Bau und versuchte dann selbst ein ähnliches, mehr mit seiner Größe und seinen Kräften übereinstimmendes Instrument zu verfertigen. Der Versuch gelang. Da er aber mit Reche die unkünstlerische Bestimmung des alten Ritters fürchtete, so zog er sich in die Waldeinsamkeit zurück, und hier spielte er unablässig die zwei oder drei Lieder, welche er von Raimbaud

gelernt hatte, und mochte wohl endlich selbst seinen Lehrmeister darin übertreffen.

Nach einem Jahre unablässiger Bemühungen, von denen der junge Künstler sich durch kein Hinderniß und keine Störung hatte abschrecken lassen, trat derselbe endlich mit seinem Instrumente und seinem Talente hervor. Erwähnt muß es jedoch werden, daß dasselbe keine knechtische Nachahmung, sondern eine wirkliche Vervollkommnung der Sackpfeife war. Das Hammelfell, welches in Raimbaud's Instrument als Luftbehälter diente, war verschwunden und demzufolge auch eine der Röhren weggefallen; an dem übrigbleibenden Blasrohr waren dagegen so viel Löcher angebracht worden, als beide Hände Finger zählen; das so gebildete Instrument hatte einige Ähnlichkeit mit unserer Hoboe. Das war eine offenbare Verbesserung, welche denn auch allgemein die höchste Bewunderung erregte, und der alte Ritter selbst konnte sich des Staunens nicht erwehren; indeß kam es ihm keinen Augenblick in den Sinn, daß Routon, sein Schutzbefohlener und der Erbe seines kriegerischen Ruhmes, einen andern Wunsch hegen könne, als den, ihm auf dem Felde der Ehre nachzufolgen, sobald demselben nur das Alter gestatten würde, einen Harnisch anzulegen. Unterdeß hatte Jean Routon sein funfzehntes Jahr erreicht, und da somit die Zeit gekommen, in welcher er die Waffenübungen beginnen konnte, so übernahm der Hauptmann selbst den ersten Unterricht desselben; aber der angehende Ritter zeigte hier keinesweges die hartnäckige Ausdauer, welche er bei der Erfindung seines Instrumentes dargehan hatte, und es war fast komisch anzusehen, wie ungeschickt er die Lanze und den Schild handhabte, oder wie unbehülflich er sich auf dem hohen Schlachttroße seines Adoptivvaters ausnahm. Wenn er so vorn über den riesenmäßigen Hals des Pferdes gebeugt und mit hinaufgezogenen Knien mehr hing, als eigentlich saß und mit beiden Händen ängstlich die Wähne faßte, so hätte man ihn für einen auf dem Rücken eines Kammeis kauenden Affen halten können. Bei einer solchen Gelegenheit mußte der alte Ritter sich begnügen, seinen grauen Schnurrbart ingrimmig zu krauseln, aber freien Lauf durfte er seinem Anmuth nicht lassen, denn schon die geringste Schwenkung der Reitgerie entpfechte seinem jungen Zöglinge ein lautes Angstgeschrei.

Mit der Zeit machte freilich Jean einige, wenn auch geringe, Fortschritte in den ritterlichen Übungen; denn der Hauptmann war ein strenger Lehrmeister, der das befehlshaberische Wesen seines früheren Standes durchaus bewahrt hatte. Uebrigens hatte auch der Jüngling den besten Willen, denselben zufriedenzustellen, und wenn er auch sein linksches Benehmen nicht gänzlich ablegen konnte, so mußte doch seine Bereitwilligkeit den alten Ritter entzücken. Derselbe konnte freilich nicht umhin, innerlich über die Ungeschicklichkeit seines Schülers zu seufzen, wodurch ihre beiderseitigen Beziehungen fortwährend eine gewisse Bitterkeit und Geizigkeit erhielten. Da die Geduld des Hauptmanns eben nicht schwer zu reizen war und doch alle Tage auf neue Proben gesetzt wurde, so faßte er endlich den Entschluß, sich dieses unangenehmen Geschäftes gänzlich zu entledigen, und übertrug die Erziehung seines Pflegebefohlenen einem ehemaligen Waffengeführten, der eine bedeutende Stelle im Gefolge des Königs bekleidete und dessen Haus für eine ausgezeichnete Schule der Ritterchaft gelten konnte. Als der neue Page seine Waldeinsamkeit verlassen hatte, konnte er sich einer schmerzlichen Bewegung nicht erwehren, und er machte sich mit kummervollem Herzen auf den Weg nach Paris. Hier wurde er von seinem neuen Beschützer, dem Baron de la Ferrandière, mit dem größten Wohlwollen aufgenommen und erhielt sogleich unter dessen Pagen einen Platz. Trotz seines gelehrigen und friedfertigen Charakters hätte er indeß fast schon bei seinem Einzuge das größte Vergnügen im Hause seines edlen Herrn veranlaßt. Der Pagenhofmeister, ein strenger Mann, welcher alle Obliegenheiten seines Amtes auf das gewissenhafteste erfüllte, hatte nämlich die Gewohnheit, die Sachen der neuen Ankömmlinge zu durchsuchen. Nun fand er zwar in dem Gepäcke des Jünglings im Uebrigen Alles in der vollkommensten Ordnung, aber das Hoboe glaubte er doch nicht in einem Hause zulassen zu dürfen, in welchem sonst das Waffengeklirr die einzige Musik war. Jean Routon, der keinen andern Trost, als sein geliebtes Instrument hatte, und der sein musikalisches Talent in den Musikstunden ausbilden zu können hoffte, vertheidigte das Hoboe mit dem Rathe der Verzweiflung. Der Gegenstand des Streites wurde nichtsdestoweniger dem Herrn de la Ferrandière übergeben; aber diesen rührte der Schmerz des jungen Pagen so sehr, daß er demselben erlaubte, seine musikalischen Studien in den Musikstunden fortzusetzen; für die übrige Zeit sollte das Hoboe in seiner Verwahrung bleiben. Die Gemahlin des Barons, welche Geschmack an der Musik fand, knüpfte überdies an die Gewährung dieser Günst eine Bedingung, welche den Werth derselben in den Augen des Jünglings um das Doppelte erhöhte; er sollte nämlich das Lieblingslied der Dame, ein De Profundis von Goudimel, welches Clément Marot in Französische Verse gebracht hatte, zuweilen mit seinem Hoboe begleiten.

Da Jean Routon sich bald seiner neuen Lage anbequemte, so wurde er nicht nur der Liebling des Pagenhofmeisters, der ihm in Betracht seines pünktlichen Gehorsams seine Ungeschicklichkeit bei den Waffenübungen verzieh, sondern auch der gnädigen Dame, welche er durch sein gefälliges Außere gewann, und noch mehr dadurch, daß es ihm endlich gelang, das De Profundis ziemlich gut mit seinem Hoboe zu begleiten. Herr de la Ferrandière ließ sich freilich durch diese Rücksichten nicht bestechen, aber er hatte in dem jungen Pagen ungewöhnliche Anlagen und eine

gewisse Wärme des Gefühls zu entdecken geglaubt, welche er zu schätzen wußte. Zu seinen Kameraden stand Jean Routon in einem weniger guten Verhältnisse; an ihm ließen sie ihren Ruchwillen aus, und wegen der Gutmüthigkeit, mit der er ihre Scherze und ihren Spott hinnahm, erhielt er von ihnen den Namen Jean l'Agnelet (Lämmchen), den er bis zu seinem Grabe behielt.

Lange vor der Annäherung des Gedächtnistages des heiligen Ludwig, welcher für alle Herren des Hofes ein Tag der Freude und des Jubels war, und welcher durch glänzende Hoffeste, wie durch eine musikalische Messe, im Schlosse gefeiert wurde, hatte der junge Page schon alle Ekstase verloren und seinen Schlaf eingebüßt, so sehr war er auf die Messe gespannt, welche der berühmte Josquin Desprez in Musik gesetzt hatte und in welcher er, dessen Stimme, nach dem Ausdruck der Zeitgenossen, nur im Himmel ihresgleichen hatte, sich selbst hören lassen wollte. Damals gab es noch keine musikalische Kapelle im Louvre; dieselbe wurde erst später von Franz I. gestiftet. Unter der Regierung Ludwig's XII., welcher die Künste liebte, ohne sie zu beschützen, findet man indeß schon einen Ober-Intendanten der Musik, welcher die Verpflichtung hatte, die Symphonieen und sonstigen Musikstücke, deren man zur Erhöhung des Pompes bei den großen Hofesten bedurfte, zu komponiren. Eben so fielen ihm die Psalme und Motetten zu, wenn man eine große Messe im Schlosse aufführte. Diejenige, welche jetzt zur Aufführung kommen sollte, war schon lange vorher besprochen und als eines der größten Meisterwerke verhandelt worden; aber wie hoch auch Jean Routon's Erwartungen gespannt waren, so wurden dieselben doch noch von der Wirklichkeit übertroffen. Alle Herren des Hofes, der König selbst, waren in ein unaussprechliches Entzücken versunken, und mit thränenfeuchten Augen gaben sie sich den wunderbaren Einwirkungen der Musik hin; aber mit Jean Routon war es dennoch etwas ganz Anderes. Der arme Page, der nie etwas Ähnliches vernommen, und dessen Seele dennoch so empfänglich war, befand sich in einem Zustande leidenschaftlicher, wahnsinniger Aufregung. Außerlich gab sich dieselbe übrigens so wenig kund, daß die gute Frau von la Ferrandière, welche sich an seinem Entzücken hatte weiden wollen, ihn für kalt sinnig hielt. Vergeblich befragte sie ihn nach seinem Urtheile, als die Töne verhaucht waren; er betrachtete sie mit stieren Blicken und lächelte schwermüthig, ohne irgend einen Laut von sich zu geben. In seinem armen Kopfe tobte und wüthete es, als wenn ein Bacchanal darin gefeiert worden wäre.

Als der junge Page nach Hause zurückgekehrt war, drangen seine Kameraden und der Pagenhofmeister ebenfalls in ihn und forderten ihn auf, ihnen von seinen Eindrücken Rechenschaft zu geben; aber auch sie erhielten keine Antwort, sondern er betrachtete sie nur mit Blicken, in denen finsterner Zorn glänzte, und lächelte ihnen auf eine unbegreifliche Weise zu. Noch an demselben Tage wurde er von einem hitzigen Fieber befallen und zeigte die unzweideutigsten Symptome des Wahnsinns. Dieser nahm zwar am folgenden Tage einen ruhigeren Charakter an, aber damit verschwanden auch alle Hoffnungen, welche man noch genährt hatte. Jean Routon litt nicht mehr, aber er trug eine fixe Idee in sich herum, welche ihn ohne Ablass verfolgte; er hielt sich für den Musiker, welcher die am vorigen Tage aufgeführte Messe komponirt hätte, und rief unablässig: „Josquinus ego sum!“ Die Kunst des Arztes vermochte nichts gegen diese geistige Verirrung. Unterdeß hatte der Baron einen Boten nach Saintonge geschickt, um den Hauptmann von dem Unglücksfalle zu benachrichtigen. „Ich dachte es gleich“, rief der alte Ritter mit gebrochener Stimme; „in dieser Sackpfeife ruht ein geheimer Zauber! sie ist an allem Schuld! Mein armes Kind wird nicht eher von der Zauberei befreit werden können, bis man sie unter Gebeten verbrannt hat.“ — Hierauf machte sich denn der alte Ritter mit Bevater Raimbaud, den er im Besitz von allerlei Geheimnissen glaubte, auf den Weg nach Paris. Als Jean Routon unversehens seinen Oheim und seinen Pflegevater erblickte, erkannte er Beide sogleich und überhäufte sie mit den zärtlichsten Liebkosungen. Claude des Landes glaubte schon, daß die Freude seinen Neffen geheilt habe, aber sein Irrthum sollte nicht lange dauern, denn plötzlich brach der Jüngling wieder in die Worte aus: „Ego sum Josquinus, musicorum princeps.“ — „Was sagte er?“ murmelte Claude, indem er seine Blicke auf den Arzt heftete. — „Er glaubt, ein gewisser Musikantler Namens Josquin zu seyn“, erwiderte dieser; „und wie der Herr von la Ferrandière erzählt, hat er nach der Anhörung eines Werkes dieses Josquin den Verstand verloren.“

Dies brachte den Vater auf einen guten Gedanken. „Was einen so mächtigen Eindruck auf den Geist macht und dessen Schwungkraft so sehr lähmen kann, ist unmöglich etwas Gewöhnliches“, dachte er bei sich selbst; „dieselbe Ursache, die den Sinn des Jünglings verwirrt hat, kann ihm auch Rettung bringen.“ Am andern Morgen sah der alte Ritter zu seinem großen Erstaunen in dem Hause des Arztes, in das man den Jüngling gebracht hatte, mehrere Arbeiter mit der Zusammensetzung eines großen Schrankes beschäftigt, dessen oberer Theil mit Vorhängen bedeckt war. Nicht lange darauf erschien ein einfach gekleideter Mann in mittleren Jahren, aus dessen Zügen Sanftmuth und Bescheidenheit sprach und der sich Josquin Desprez nannte. — „Ego sum Josquinus“, ließ sich plötzlich die Stimme des unglücklichen Jünglings hören, der unversehens hinzugetreten war; „ego sum musicorum princeps.“

Josquin erklärte dem Jüngling, daß er gekommen sey, um ihn zu hören; daß aber auch er einen nicht unbedeutenden Ruf

unter den Musikern genieße und sich deshalb vor ihm hören zu lassen wünsche. Jean Mouton klatschte freudig in die Hände, als man ihm sein geliebtes Hoboe wiedergab, und ließ sich nicht lange bitten, die Melodien, welche er in der Einsamkeit des Waldes erfunden hatte, in Gegenwart des großen Meisters zu blasen. Als er damit zu Ende gekommen war, öffnete Josquin das große Instrument und ließ die Tasten einer Klaviatur in demselben nieder und entlockte dem Instrumente die wundervollsten Töne. Der Jüngling war unfähig, denselben den mindesten Widerstand entgegenzusetzen, und versiel in einen Zustand gänzlicher Vernichtung und Auflösung. Als die Töne der Orgel verhallt waren, wollte er nichtsdestoweniger in sein gewöhnliches „ego sum Josquinus“ ausbrechen; aber er hatte diesmal kaum den Muth, den Satz zu Ende zu bringen. Endlich näherte er sich der Orgel und betrachtete sie mit neugieriger Bewunderung. Der unbarmherzige Raimbaud überließ den Jüngling nicht lange seinen freudigen Eindrücken und forderte ihn auf, sich nun ebenfalls auf diesem Instrumente hören zu lassen. „Wie könnte ich“, seufzte der Jüngling, „da ich dasselbe heute zum ersten Male höre.“ Josquin erbot sich nun, ihm Unterricht zu ertheilen, und der Jüngling war entzückt über dieses Anerbieten. Der Lehrer erkannte bald, daß sein Zögling ungewöhnliche musikalische Anlagen mitbringe; er schien sich nur dessen wieder zu erinnern, was schon früher in seiner Seele gelebt hatte. So lange er mit dem Studium der Musik beschäftigt war, blieb er vollkommen vernünftig; wenn aber die Spannung seines Geistes aufhörte und er sich allein überlassen war, so versiel er wieder dem Wahnsinn, denn die Erschütterung aller seiner Seelenkräfte war zu gewaltig gewesen, als daß er so bald den vollkommenen Gebrauch seiner Vernunft wieder hätte erlangen können. Der regelmäßige Fortgang seiner Studien führte allmählig dieses glückliche Resultat herbei, und er hatte sogar schon freiwillig allen Ansprüchen auf den Namen Josquin's entsagt, als er erfuhr, daß derselbe sein Lehrer sey. Auch als Jean Mouton schon vollkommen genesen war, setzte Josquin seinen Unterricht fort, und der ehemalige Page wurde nicht nur der beste Schüler seines großen Lehrmeisters, sondern auch dessen Nachfolger, und als Franz I. später die musikalische Kapelle stiftete, berief ihn dieser Fürst zur Oberleitung derselben.

Josquin Desprez und Jean Mouton sind die Anfangsglieder der fortlaufenden Kette von musikalischen Celebritäten, welche sich bis auf Lesueur und Cherubini erstreckt und welche erst in unseren Zeiten aus einander gesprengt wurde.

Stéphen de la Madelaine.

England.

Die periodische Literatur unter der Königin Anna, oder Richard Steele und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

Mit gleichem Freimuth und nicht geringerer persönlicher Gefahr trat er gegen das Duelliren auf, das seinen Grundsätzen und Gefühlen von jeher zuwider gewesen. Als er einmal einem jungen Kameraden im Offizier-Corps abgerathen, einen Anderen, der ihn beleidigt, herauszufordern, ließ sich der junge Mann von seinen Gefährten einreden, Steele hätte bloß aus Freundschaft für den Beleidigter den Friedensstifter gespielt, um so den Charakter des Letzteren auf Kosten der Ehre des Beleidigten zu erheben. Steele, der damals von einem Fieber genas, bekam für seinen wohlgemeinten Rath eine Ausforderung, die er erst durch Spott und Vernunftgründe los zu werden suchte, bis er sie, als dies vergeblich war, annahm, in der festen Hoffnung, durch seine größere Geschicklichkeit den Uebermuth des jungen Mannes ohne Gefährdung seines Lebens zu züchtigen. Doch in dem Versuch, ihn zu entwaffnen, rannte er seinem Gegner durch den Leib, so daß dieser eine Zeit lang hoffnungslos daniiederlag, aber zuletzt genas. Während dieser furchtbaren Spannung beschäftigte sich Steele ernstlicher als je mit dieser verderblichen Unsitte, und wahrscheinlich hat er damals den Stoff zu den verschiedenen Aufsätzen über Duelle im ersten Bande des Tatler gesammelt. Er äußert sich im Vorwort dazu folgendermaßen:

„Es ist wohl der Mühe werth, sich mit der Untersuchung dieser chimärisch grundlosen Caprice näher zu beschäftigen und alles Andere bei Seite zu legen, bis wir gezeigt, wie wenig sie jene allgemeine Anerkennung und Gültigkeit in der Welt verdient. Wenn ich aber recht bedenke, was ich eigentlich für ein Werk vornehme, und im Geiste die zahllose Menge der Männer von Ehre überschauere, denen eine solche Abhandlung weh thun muß, so scheint es mir, daß ich ein Unternehmen beginnen will, welches eher einen unverwundbaren Helden der Sage erfordert, als einen gewöhnlichen Privatmann mit nicht mehr als einem Degen. Doch da ich viel Gelegenheit hatte, die Natur des Menschen kennen zu lernen, und sicher weiß, daß alle Menschen sich wider Willen schlagen, so verschwindet die Gefahr, und ich werde daher über eine Sitte, die Jeder abgeschafft zu sehen wünscht, wiewohl Keiner den Muth hat, sie zu bekämpfen, mich ganz frei und offen aussprechen.“ — Tatler Nr. 25.

Auch in der Vorrede zum Tatler bei der Uebersicht seiner Arbeiten sagt er: „Ich darf mir's herausnehmen, von mir zu sagen, daß ich allein den Muth hatte, aller Macht der Mode und des Vorurtheils zum Trotz, die Lage eines Englischen Gentleman

zu bedauern, der in unseren Tagen in doppelter Hinsicht gefährdet ist, erstens in seinem Vermögen, das aus einem falschen Sinn für Gerechtigkeit den Forderungen von Spielgaunern preisgegeben ist, und zweitens in seinem Leben, welches aus einem falschen Ehrgefühl in den Händen von Kaufbolden liegt.“

Aus dem Angeführten ergibt sich, wie es Steele besonders um das Praktische zu thun war. Während Addison und Berkeley unter seinen Mitarbeitern in ihren religiösen Blättern oft zum Philosophiren und zur Speculation geneigt sind, strebt Steele vorzüglich dahin, durch Belehrung geradezu auf das Handeln zu wirken. Während Johnson später dieselbe Form benutzte, um in ihr die Speculationen eines tiefen Religionsphilosophen über den Menschen, das Sittengesetz und die Resultate seiner Beobachtung des Lebens niederzulegen, suchte dagegen Steele, der sich in alle Klassen der Gesellschaft mischte und gewissermaßen die sorgfältigste Aufsicht über sie führte, in die besonderen Fälle und Umstände, die ihm vorlagen, vielleicht eben so tiefe Wahrheiten hineinzulegen. Steele ergeht sich nie in allgemeinen Betrachtungen, sondern hat immer bestimmte konkrete Verhältnisse vor sich. Wir wissen, wie leicht es ist, abgeriffene Moraltendenz auszusprechen, die gut genug sind, sprichwörtlich zu werden, ohne einen anderen Zweck, als schöne Worte zu machen und das Urtheil zu bestechen. Steele befahte sich nie damit, glänzende Phrasen über irgend einen Gegenstand zu bilden. Was er beständig vor Augen hatte, war, die Menschen besser zu machen.

Steele hat eben so wenig eine besondere Gattung von Ideen oder Gegenständen, womit er sich vorzüglich beschäftigt, als ein bestimmtes System, das er entwickeln oder behaupten will. Das erste beste Thema von augenblicklichem Interesse ist ihm gut genug, Betrachtungen daran anzuknüpfen zur Belehrung seiner Leser. Wie gesagt, eine spekulative Zergliederung von Wahrheiten und eine Aufstellung allgemeiner Prinzipien ist seine Sache nicht, aber dafür versteht er's vorzüglich, bekannte und gewöhnliche Wahrheiten und Grundsätze in Beispiel und Anwendung zu bringen und so populär zu machen. In seinen Schriften findet sich immer etwas, was ursprünglich nicht zum Hauptgegenstand zu gehören scheint, und die trefflichsten Sachen von ihm stehen in den Blättern, wo er sich so ganz hingiebt und Alles, was sich in seinem Geiste während des Schreibens selbst erzeugt hat, ohne Umstände herausragt. Da fühlen wir, daß er ganz in seinem Elemente und seinem Beruf vollkommen gewachsen sey.

Wenn wir uns ferner von Steele's Charakter, wie er sich in seinen Schriften am besten ausspricht, ein Bild machen wollen, so finden wir, daß er auch als Mann von Empfindung und Gemüth sehr liebenswürdig war. Sein Leben in der Gesellschaft und sein beständiger Verkehr mit der Welt waren nicht sehr geeignet, ihn bei freundlicher Laune zu erhalten, und dennoch blieb die Zartheit seiner Gefühle und seines Bewußtseins dadurch unverletzt. Noch mehr: Die Frivolität und das Laster in allen Gestalten bildeten sehr oft das Thema seiner Erörterungen, wobei er häufig in das unarteste Detail einging und nichts von Persöhnlichkeiten und Satire sparte, um ein Uebel in seiner ganzen Nacktheit aufzuweisen; hier scheint es doch, als müßte die beständige Betrachtung des Lächerlichen und Bösen, obwohl diese keinen anderen Zweck hat, als die Heilung Beider, sein Herz verhärteten, und als könnte diese vertraute Bekanntheit mit jenen Uebeln dem Reformator nicht minder nachtheilig werden, als dem Sünder. Und doch hat er von Hause aus Gemüthlichkeit genug, um bei reinen Empfindungen, edlen Handlungen und häuslichen Freuden mit Wärme und Vergnügen zu verweilen. Durch seine moralischen Speculationen athmet die höchste Milde und Liebe. Wie rührend ist nicht seine Erinnerung an ergreifende Scenen und Vorfälle seiner Kindheit! Wie empfindlich zeigt er sich für die Schönheit eines guten, unverdorbenen Gemüths, für die Würde und das segensreiche Walten des Weibes in seinen verschiedenen Verhältnissen und seiner natürlichen Sphäre, für die Hingebung und die Genüsse der Freundschaft, für die Rücksicht, die wir Anderen in den kleinsten Dingen schuldig sind. Dieses Alles spricht sich in seinen Schriften bei den verschiedensten Gelegenheiten offen und unverhohlen aus, und eben diese Rückhaltlosigkeit, die sich so kindlich gehen läßt und nichts verbirgt, die uns zeigt, wie wenig es ihm darum zu thun ist, den Schein eines bestimmten, entschiedenen Charakters vor der Welt zu behaupten, dies ist es, was uns am meisten bei ihm anspricht. (Schluß folgt.)

Lord Howe und das Seeblockadesystem *).

In seiner Privat-Korrespondenz mit Lord Chatham zeigt sich Admiral Howe als entschiedener Gegner des schon damals angefangenen, hernach aber mit noch größerer Konsequenz durchgeführten Blockadesystems in Bezug auf die Französischen Häfen. Eine Flotte auf der See zu halten, die weiter keine Bestimmung hätte, als die Observation der ruhig im Hafen liegenden feindlichen Flotte, — während diese jeden Augenblick hervorbrechen könnte, wenn das Blockade-Geschwader durch einen plötzlichen Sturm von den Küsten vertrieben und vielleicht im Einzelnen derangirt wäre, — dieses ganze System erschien unserem Admiral als ein in sich durchaus mißverständenes, weil es, auch abgesehen von dem unermesslichen Kostenaufwande, zu nichts führen konnte,

*) Vgl. Nr. 95 des Magazins die Anmerkung zu dem Artikel „die schwimmenden Batterien“.

als zum Verderbniß der Flotte und zur Unzufriedenheit unter den Seeleuten. Auch dem Admiral Nelson war nichts lästiger als die lange Blokade vor Toulon, während welcher seine Schiffe durch ungestümes Wetter so sehr litten. Er hatte innerhalb 30 Monaten sein Schiff nur drei Mal, jedes Mal auf etwa eine halbe Stunde, verlassen; allein auf die ihm von der Stadt London als Anerkennung seiner Beharrlichkeit überreichte Dank-Adresse erwiederte er: „Ich bitte, E. Herrlichkeit den Lord-Mayor zu benachrichtigen, daß der Hafen von Toulon gar nicht von mir blockirt wurde; vielmehr gerade das Gegentheil.“ Es hieß dies bei ihm: den Feind so bewachen, daß man ihm alle nur mögliche Gelegenheit gebe, in See zu stoßen.

Lord St. Vincent befolgte, wie das ohne Zweifel auch in seinen Wünschen lag, eine von Lord Howe's ganz verschiedene Weise. Er beharrte Sommer und Winter in der Blokade von Brest, ohne auf Witterungs-Wechsel Rücksicht zu nehmen oder sich selbst persönlich zu schonen; er hielt die See 103 Tage ohne ein einziges Mal in den Hafen zu kommen. Die Folge davon war, daß Lord Melville, als er dann an die Spitze der Marine-Angelegenheiten trat, eine aus zu Grunde gerichteten Schiffen bestehende Flotte fand, die nicht im Stande gewesen seyn würde, es mit der Spanisch-Französischen Flotte irgend aufzunehmen. Man mußte alle ersinnliche Maßregeln und Ausbesserungen vornehmen, um mit größter Noth die Flotte zusammenzubringen, welche später unter Nelson bei Trafalgar den glänzenden Seesieg erfocht. In Erwägung des verkümmerten Zustandes der Englischen Flotte verhehlte man sich nicht, daß es unvermeidlich sey, die Bauhöfe der Kaufleute zur Herstellung einer gewissen Anzahl Kriegsschiffe von 74 Kanonen in Anspruch zu nehmen, die man dann scherzhaft genug als „die 40 Diebe“ bezeichnete, die aber nichtsdestoweniger über alle Erwartung gut ausfielen.

Was Lord Howe unter den jetzigen Umständen empfahl, war Folgendes: Man möchte bei St. Helens*), je nach Maßgabe der Umstände, eine etwas größere oder kleinere Flotte halten und derselben einige wenige detaichirte Fregatten begeben, um auf der Stelle Nachricht von den Bewegungen der Feinde an der gegenüberliegenden Seite des Kanals zu bekommen; die Flotte selbst müßte jeden Augenblick bereit und gewärtig seyn, auf das kleinste Zeichen in See zu stoßen. Die große Flotte dagegen wollte er mit einer ansehnlichen Zahl von Fregatten in Torbay stationiren, immer schlagfertig zum Angriffe auf die feindliche Flotte, sobald diese von Brest ausliefe. Dann würden sich beide Theile, wenn es zum Kampfe ginge, doch in gleichem Zustande befinden, indem beide frisch aus dem Hafen kämen; wogegen ein belagerndes Geschwader, nachdem es Monate lang ohne alle Ablösung die See zu halten, jedem Wetter sich auszuweisen genöthigt gewesen, sich mit einer frisch von dem Hafen austausenden gleichen Macht nicht messen, noch weniger aber im Stande seyn könnte, diese nach einer vielleicht unbekanntem Station zu verfolgen — wobei noch die für Offiziere nicht weniger als für gemeine Soldaten eben so entmuthigende als ermüdende Lage in Anschlag zu bringen wäre, die nothwendig aus einem solchen Dienste entspringen müßte.

Das Publikum, weil es diese Verhältnisse nicht zu übersehen vermochte, hatte keinen rechten Sinn für eine solche Weise der Kriegsführung; es urtheilt nur nach dem Erfolg. Wenn dann von keiner Schlacht zu erzählen, von keinem Siege zu rühmen ist, wird es nur zu leicht geneigt zur Unzufriedenheit und zu dem Schlusse, es müsse an irgend Jemand die Schuld davon liegen, daß Nichts ausgerichtet sey; und was lag da näher, als die Schuld dem Oberfeldherrn zuzuschreiben? So lange der Handel Schutz hat, sind die merkantilen Interessen befriedigt; von ihnen aus kam keine Klage, so lange der Feind in seinen Häfen belagert, so lange die Transportschiffe mit ihren reichen Frachten in die Häfen des vereinigten Britischen Königreichs geleitet wurden; allein das Publikum im weiteren Sinne stellt, zumal in Kriegzeiten, Anforderungen höherer Art. Während es durch die ihm aufgelegten Kriegstaxen zu den unvermeidlichen Rüstungen beisteuert, findet es nur in den Niederlagen der Feinde seine Satisfaction und harret mit stets steigender Ungeduld solcher Katastrophen.

So erhob sich denn im Jahre 1793 aus allen Ständen und Klassen dieses Geschrei. Grund genug glaubte man darin zu besitzen, daß man von der feindlichen Flotte wußte, sie sey auf der See, und daß dennoch keine Beute gemacht, keine Schlacht geschlagen wurde; natürlich maß man am Ende dem beständigen Aufenthalt der Flotte zu Torbay, die man lieber hätte See halten sehen, die Schuld bei. Die öffentlichen Blätter, wie sie die von Lord Howe befolgte Politik nicht zu fassen, die erstrebte Absicht nicht zu würdigen vermochten, persiflirten den Admiral auf eine ausfallende und höhrende Weise, bald in ernst oder lächerlich kritisirendem, bald in sarkastischem Tone sich über ihn auslassend. Lord Howe war aber nicht der Mann, diese Angriffe seiner Aufmerksamkeit werth zu achten. Sein großer Sinn trachtete danach, die Schiffe in unverfehrt gutem Stande, die Gesundheit und Stimmung der Mannschaft möglichst günstig zu erhalten. So hielt er sich streng innerhalb der Grenzen des Verfahrens, von dem er am sichersten die Erreichung seiner Absichten erwartete; das Gouvernement war von seiner Tüchtigkeit im Seedienst und von seinen ausgezeichneten Einsichten aus früheren Zeiten her zu sehr überzeugt, als daß es nicht dem talentvollsten Oberfeldherrn seiner

Zeit das unbedingteste Vertrauen hätte schenken sollen, und dieser tröstete sich endlich mit der Sentenz Swift's, „daß der Tadel die Steuer sey, welche ein ausgezeichnete Mann dem Publikum für seine Leistungen entrichte.“

Unter den vielen Thorheiten und Pasquillen des Tages schrieb man dem folgenden Epigramm, welches wir indes weder seiner Pointe, noch seiner Versification wegen, noch überhaupt als merkwürdig bezeichnen wollen, einen etwas höheren Werth zu:

Als vor dem siegenden Cäsar die Gallischen Krieger erlegen,
Reichten als Thatenbericht jene drei Worte ihm hin.
Doch noch kürzer Lord Howe: er faßt es in einem zusammen;
Alles, was er vollführt, schildert das einigte „sah“.

Aber die Lorbeern, welche die Stirne des alten Helden schmückten, hatten schon zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß sie ihm von der plumpen und muthwilligen Hand solcher Skribenten hätten entrissen werden können. Lord Chatham, ein Staatsmann, nicht durch solches Geschrei zu bethören, dachte auch nicht einen Augenblick daran, Howe's Ausscheiden aus dem Dienste zuzugeben, als er, auf seine Schwächlichkeit und sein Alter gestützt, diese Erlaubniß suchte. Was die Kanal-Flotte nachmals unter seinem Befehl leistete, kann vollkommen darthun, wie wenig das öffentliche Geschrei jener unwissenden Tadelsucht gerechtfertigt war, und wie sehr richtig der große Chatham es beurtheilt hatte.

Mannigfaltiges.

— Ein Mentor auf der Reise. Für die reiseflustigen Engländer hat die bekannte Miss Martineau eine eigene Art von Handbuch herausgegeben, aus welchem sie lernen sollen, wie in fremden Ländern die Sitten und Gebräuche der Völker mit Nutzen zu studiren seyen. Das Buch schließt sich, dem Haupttitel nach**), einem vor zwei Jahren in derselben Verlagshandlung erschienenen Handbuche der Geologie von De la Beche***) an und soll auch noch mehrere ähnliche Nachfolger in den Gebieten der Erdkunde, der ländlichen Oekonomie, der Kunstbeobachtung u. s. w. erhalten. Miss Martineau setzt in ihrem neuen Werke zunächst aus einander, welche moralische Eigenschaften und welche Vorkenntnisse man besitzen muß, wenn man seine Reisen mit Nutzen unternehmen und seine Beobachtungen nicht umsonst machen will. Hier tritt nun freilich der eigene Umstand ein, daß der Reisende entweder diejenige philosophische Bildung besitzt, die die Verfasserin als nothwendig darstellt; — dann braucht er aber auch ihr Buch nicht, denn er wird eben so gut wissen, wie es hier gedruckt ist, was angemessen auf Reisen sey und was nicht; oder er besitzt jene Bildung nicht, er ist so Eifer von den vielen tausend eingebildeten Tröpfen, mit denen England jährlich den Kontinent überschwemmt und namentlich den schönen Rheinstrom zum Peinstrom macht, — und dann ist das Buch gewiß überflüssig, denn noch hat kein guter Rath in der Welt aus einem Thoren jemals einen Weisen gemacht. Indessen kann das Werk der Miss Martineau auch ohne seinen didaktischen Zweck sich geltend machen. Es stellt auf recht anziehende Weise in seiner zweiten Abtheilung die Momente zusammen, an die sich der scharfsinnige Reisende zu halten hat. Insbesondere verweist sie auf die Frauen, deren Zustand ihr das Barometer der socialen Bildung in allen Ländern ist. Ferner macht sie darauf aufmerksam, die Spiele der Kinder zu beobachten, auf die Gespräche der bejahrten Leute zu hören, die sich dessen rühmen, was sie im Leben vollbracht, und endlich legt sie auch auf Volkslieder einen großen Werth. — Alles jedoch cum grano salis, wie es sich wohl von der praktischen, auf romantische Ideen nicht leicht eingehenden Engländerin von selbst versteht.

— Italienische Preis-Aufgabe. Die Akademie von Turin hat einen Preis von 1000 Lire für den Verfasser des besten Werkes zur Belehrung der Jugend ausgesetzt, die sich nicht den höheren Studien widmet. Es soll dieses Werk in populärer Weise eine Darstellung aller Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, in ihrer Beziehung sowohl zum Staate als zur Kirche, zur sittlichen und zur physischen Welt liefern. Daher soll einerseits eine Beschreibung der Kirchen-Administration, der priesterlichen Hierarchie, der Klöster und Wohltätigkeits-Institute, und andererseits eine genaue Statistik des Landes und der Einwohner, ihrer Gewerbe und ihres Handels im Inlande sowohl als im Auslande, des Unterrichts in der Kunst und in der Wissenschaft u. s. w. gegeben werden. Endlich wird eine Belehrung über die Treue und den Gehorsam erwartet, den jeder Unterthan den Landes-Behörden schuldig ist, so wie über die Belohnungen, die schon in dem Bewußtseyn eines sittlichen und ruhigen Lebenswandels zu finden sind. Das Ganze, in gutem und allgemein verständlichem Italienisch abgefaßt, muß vor Ende Dezember 1839 bei der Akademie in Turin eingereicht werden.

*) Nämlich die bekannten drei Worte: „kam, sah, siegte“ (veni, vidi, vici). Die Lateinischen Verse lauten:

Cum Caesar Romae Gallos devicerat hostes,
Verba tria enarrant fortia facta docet.
Howe sua nunc brevius verbo complectitur uno,
Et „vidi“ nobis omnia gesta refert.

Die Englische Uebersetzung lautet:

When Caesar had the Roman foe subdued,
He told in three short words the deed was done;
Howe, with more silent modesty endued,
Relates concisely what he „saw“ in one.

**) How to observe. (Wie man beobachten soll.) Morals and Manners. By Harriet Martineau. London, Charles Knight et Co., 1838.

***) Ins Deutsche übersetzt von Dr. Rehbock. Berlin, Zeit u. Comp., 1836.

*) Ein Hafen der Insel Wight.